

Herausgegeben von
Andrea Benedek
Renata Alice Crișan
Szabolcs János-Szatmári
Noémi Kordics
Eszter Szabó

Interkulturelle Erkundungen



Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen

Teil 1

Deutsches Mittelalter? Spuren der Mehrsprachigkeit in der mittelhochdeutschen höfischen Erzählliteratur

Elisabeth Martschini (Wien)

Als Altgermanistin ist mein zentrales Untersuchungsfeld das deutsche Mittelalter. – So einfach diese Aussage klingen mag, mit so vielen Fragen sehe ich mich dennoch konfrontiert, selbst wenn ich gleichermaßen einschränkend wie erklärend hinzufügen kann: Als Germanistin, die Deutsche Philologie studiert hat, liegt mein Fokus auf der mittelalterlichen deutschen Sprache und Literatur, die selbstverständlich in einem entsprechenden – geografisch abgegrenzten – politischen und kulturellen Umfeld entstand.

Sie *entstand*. Wann, wo und wie entstand sie, die deutsche Sprache und mit ihr die deutsche Literatur? Immerhin, die haarspalterische Suche nach einer brauchbaren Definition von ‘Literatur’ ist in der Frühzeit – noch – hinfällig: Man ist froh um jeden Text, der in der sich langsam etablierenden Volkssprache verfasst und tradiert wurde. Quasi: Man nimmt, was man kriegt. Und man kriegt wenig genug. Oder erstaunlich viel, wenn man den Blick schärft, die Jahrhunderte forschreiten und sich langsam doch Textgattungen ausbilden, über die sogar innerhalb der Texte selbst philosophiert wird.

Für ein deutsches Mittelalter braucht es – aus germanistischer bzw. philologischer Sicht – eine deutsche Sprache. Doch was sich hier aus dem losen und durchaus uneinheitlichen Verband der germanischen Sprachen herausbildet, ist eine Vielzahl deutscher Dialekte, die von nachfolgenden Generationen, genauer: von Jacob Grimm¹, unter der eher fiktiven Einheit ‘Althochdeutsch’ zusammengefasst wurden. Das Althochdeutsche entwickelte sich nach der Völkerwanderungszeit, besonders ab dem 8. Jahrhundert, im Main-, Rhein- und Bodenseegebiet und sogar noch südlich der Alpen.² Althochdeutsch war die Sprache des Volkes und wir verdanken es ambitionierten Klosterleuten, dass von der „rein

1 Vgl. SONDEREGGER, Stefan: *Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung ist das älteste Deutsch. Darstellung und Grammatik.* 3., durchgesehene und wesentlich erw. Aufl. Berlin – New York: Walter de Gruyter, 2003 (deGruyter Studienbuch), S. 1; 2f.

2 Nämlich das heute längst ausgestorbene Langobardisch in Oberitalien. Vgl. SONDEREGGER [Anm. 1], S. 4.

bäuerlichen Muttersprache³ vereinzelte Aufzeichnungen und sogar volkssprachliche Dichtungen getätigten, gesammelt und überliefert wurden. Aufgezeichnet wurden diese frühesten Sprachdenkmäler in lateinischer Schrift, wie das Lateinische überhaupt Vorbildcharakter für die Literarisierung der VolksSprache hatte.

Diese wenigen Informationen – eher: Andeutungen – über die ahd. Sprache weisen auf einen wichtigen Aspekt des ‘deutschen Mittelalters’ hin: die eminent wichtige Rolle der lateinischen Sprache einschließlich ihrer Schrift. Denn nur in Anlehnung an ihr Schriftsystem⁴ und ihre Grammatik konnte das Deutsche literaturfähig gemacht werden. Und nur im Gegensatz zu ihr konnte das Deutsche als ‘Volkssprache’ bezeichnet werden: Der Begriff ‘deutsch’ (ahd. *thiudisk* oder *diudisk*, mhd. *diutsch*, *tiutsch*, *tiusch* etc.) ist die Selbstbezeichnung der ahd. Sprecher und meint die zur eigenen Volksgruppe – im Gegensatz zu den Romanischsprachigen – Gehörigen.⁵ Die Bezeichnung der eigenen Sprache geht demnach in zweifacher Weise einher mit der Entwicklung eines volkssprachlichen Sprachbewusstseins: Einerseits bedarf die Bezeichnung der eigenen Sprache deren Wahrnehmung im Gegensatz zur Fremdsprache. Andererseits meint der Begriff ‘deutsch’ auch ganz wörtlich das dem Volk Eigene.

Behauptungen dieser eigenen gegenüber der lateinischen Sprache stellen bereits die ältesten überlieferten deutschen Aufzeichnungen dar, bei denen es sich einerseits um Übersetzungen lateinischer, vielfach geistlicher Texte, andererseits um Übersetzungshilfen, aber etwa auch um die *Merseburger Zaubersprüche*⁶ oder das ältere *Hildebrandslied*⁷ handelt. Letzteres ist bereits ein Beispiel für die Entstehung und Entwicklung einer deutschen Literatur im engeren Sinne. Denn, das müssen wir zugeben, im Lauf der Jahrhunderte steigt die Textproduktion in der eigenen, der deutschen Sprache merklich an, was mit Sicherheit nicht nur auf die bessere Überlieferungslage zurückzuführen ist. Parallel dazu festigt sich das Bewusstsein um die Muttersprache. Eine Folge davon ist die – auch theoretische – Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache. Almut Schneider bringt diese Entwicklung auf den Punkt:

3 Ebd., S. 1.

4 Vgl. ebd., S. 1.

5 Ebd., S. 5. Vgl. auch ERNST, Peter: Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen. Wien: Facultas, 2005 (UTB, 2583), S. 86.

6 Entstanden wahrscheinlich im 8. Jahrhundert, wurden die Merseburger Zaubersprüche im 10. Jahrhundert auf das Vorsatzblatt einer geistlichen Handschrift geschrieben. Siehe ERNST [Anm. 5], S. 89.

7 KARTSCHOKE, Dieter: *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. 3., aktualisierte Aufl. München: Deutsche Taschenbuch Verlag, 2000 (Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter, 1; dtv, 30777), S. 126–130.

In der Frühzeit volkssprachiger Schriftlichkeit ist die Position des Latein unangreifbar, erst in dem Moment, in dem eine Etablierung deutscher Literatur zu verzeichnen ist, wird die Wertigkeit der Sprachen vermehrt auch theoretisch in den Blick genommen.⁸

Im Gegensatz zu Schneider, die solchen theoretischen Abhandlungen nachspürt, möchte ich den Blick auf die höfische Epik des Hochmittelalters lenken. Zwar ist die mhd. Erzählliteratur nicht der Ort, an dem volkssprachiges Sprachbewusstsein erschöpfend verhandelt wird, doch zeigt das aufkommende Bewusstsein um die eigene (Literatur-)Sprache durchaus seine Reflexe sowohl innerhalb der Erzählungen, als auch in den sie begleitenden Paratexten (Prolog, Epiloge, Erzählerexkurse), die hier allerdings nicht berücksichtigt werden können.

Ausgangspunkt ist die These, dass erst über das Bewusstsein des ‘Eigenen’ die Erfahrung des ‘Fremden’ sowie eine Reaktion auf dieses ‘Fremde’ möglich werden. Daran schließen sich die Fragen an,

- was in der höfischen Erzählliteratur als ‘fremd’, konkret: als ‘fremdsprachig’ empfunden wird,
- ob ‘anders-sprachig’ automatisch ‘fremd-sprachig’ bedeutet,
- welche Reaktionen Fremdsprachigkeit hervorruft und
- welche Funktion fremden Sprachen im Rahmen der Texte zukommt.

Das untersuchte Korpus umfasst diverse mhd. höfische Erzähltexte des späten 12. und des 13. Jahrhunderts. Vollständigkeit wurde dabei nicht angestrebt und konnte auch keinesfalls erreicht werden. Es geht um einen kurSORischen Rundblick, der einige vorsichtige Schlussfolgerungen erlaubt.

Beginnen wir mit dem Erlernen von Fremdsprachen, das natürlich die beste Grundlage für den erfolgreichen weiteren Umgang mit selbigen ist. Es sind zu meist Kinder, die im Rahmen ihrer Erziehung und Bildung mit fremden Sprachen konfrontiert werden: Im gleichnamigen Roman von Konrad Fleck lernen Flore und Blanscheflur, der Sohn eines heidnischen Königs und die Tochter einer christlichen Edelfrau, innerhalb von fünf Jahren so viel,

840	daz sie kunden vor den liuten in latine betiutnen allez, daz ir wille was; wan der meister, der in las, flizecliche lerte. ⁹	dass sie vor den Leuten auf Latein alles, was sie wollten, ausdrücken konnten, denn er Meister, der sie unterwies, lehrte [sie] fleißig.
-----	---	--

8 SCHNEIDER, Almut: Auffassungen von der Herkunft der Sprachen in deutschen Texten des Mittelalters. In: SCHÖNING, Udo (Hg.): *Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposion des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529*. Göttingen: Wallstein, 2000, S. 148.

9 Hier und im Folgenden mhd. Text von Flore und Blanscheflur zitiert nach: FLECK, Konrad: Flore und Blanscheflur. In: GOLTER, Wolfgang (Hg.): *Tristan und Isolde und Flo-*

Dabei beherrschen die beiden Kinder die lateinische Sprache so gut, dass sie sich sogar miteinander in ihr unterhalten, wie sich Flore später erinnert (vv. 2286–2291).

Im Zuge seiner Ausbildung am Hofe Jofrits von Brabant lernt auch der kleine Willehalm von Orlens im gleichnamigen Roman Rudolfs von Ems Latein, wobei sich seine Spracherziehung möglicherweise nicht auf diese Sprache allein beschränkt:

	Das kint an s(lde) riche Lerte man latine do, Sunder slege und an dro Gelernet es des jares zil Latine wol und also vil Das man im des m(l)e ste jehen, W(ri) es in fünf jaren beschehen,	Das glückreiche Kind lehrte man da Latein, ohne Schläge und Drohungen lernte es innerhalb eines Jahres gut und so viel Latein, dass man ihm zugestehen musste, dass, wäre es in fünf Jahren geschehen, es eine hervorragende Leistung gewesen wäre;
2755	Im w(ri) wol gelungen; Von menger hande zungen Vil maister z(l)hin kerten, Die es die sprache lerten 2760 Reden und an b(l)chen lesen. ¹⁰	aus aller Herren Länder kamen viele Lehrer zu ihm, die es die Sprache zu sprechen und in Büchern zu lesen lehrten.
2765		

Die mhd. Formulierung *von menger hande zungen*, die paraphrasierend mit „aus aller Herren Länder“ übersetzt wurde, betont – anders als die Übersetzung – den Aspekt der Sprache, weshalb darauf geschlossen werden könnte, dass die *maister* das Kind nicht *die sprache* Latein, sondern eben die Sprachen ihrer Länder, ihre jeweilige Muttersprache, lehren. Immerhin liest Willehalm später in England den Damen auf Französisch vor (v. 3927), wobei allerdings zu vermuten steht, dass es sich dabei um seine eigene Muttersprache handelt und diese in Opposition zum Englischen betont wird: Im Prolog erklärt der Erzähler nämlich, die Geschichte *in w(l)sche gesriben* (v. 87) gefunden und *her in tüsche lant* (v. 88) gebracht zu haben.

Auf Wunsch seiner Mutter lernt auch der kleine Herzog Ernst im nach ihm benannten Spielmannsepos Sprachen, nämlich *welhisch und latîn*¹¹ (v. 71). Doch

re und Blanscheflur II. Berlin – Leipzig: W. Spemann, 1889 (Deutsche National-Litteratur, 4), S. 245–470. Sämtliche ndh. Übersetzungen von E. M.

- 10 Hier und im Folgenden mhd. Text von Willehalm von Orlens zitiert nach: JUNK, Victor: *Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens*. Aus dem Wasserburger Codex der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1905 (Deutsche Texte des Mittelalters, 2).
- 11 Hier und im Folgenden mhd. Text von Herzog Ernst zitiert nach: SOWINSKI, Bernhard (Hg.): *Herzog Ernst. Ein mittelalterliches Abenteuerbuch*. In der mittelhochdeutschen

anders als Willehalm, zu dessen Unterricht sich Lehrer aus vielen verschiedenen Ländern an Jofrits Hof begeben, wird Ernst von seiner Mutter selbst in die Fremde geschickt, auf dass er dort sein Wissen vermehre (vv. 72–75). Ob der Erwerb von *wîsheit* (v. 75) im Zuge des Auslandsaufenthalts den Spracherwerb mit einschließt, wird nicht verraten; auch findet im gesamten Epos keine andere Sprache als die lateinische (und in der oben zitierten Stelle eben die welsche) Erwähnung, sodass Ernst zwar als *das höfische Sprachentalent* – wir kommen noch darauf zu sprechen – gelten mag, wir aber über die von ihm beherrschten Einzelsprachen so gut wie nichts wissen.

Ernst als „*das höfische Sprachentalent*“ – neben Tristan, müsste man ergänzen. Denn auch Gottfrieds von Straßburg Held im gleichnamigen, unvollendet gebliebenen Roman erfährt eine ähnliche und ähnlich erfolgreiche Ausbildung wie der kleine Ernst. Bis er sieben Jahre alt ist, wird Tristan liebevoll von seiner Mutter behütet und aufgezogen. Als er dann jedoch verständig genug ist, gibt ihn der Vater in die Obhut eines weisen Mannes.

2062	mit dem sante er in iesâ dan durch vremede sprâche in veme- diu lant.	Mit diesem sandte er ihn dann in fremde Länder, um fremde Sprachen [zu lernen].
------	---	---

Um welche Fremdsprachen es sich handelt, wird an dieser Stelle nicht verraten. Interessant ist aber, dass diese Art der Unterweisung – ganz anders als bei Willehalm – vom Erzähler als erste Beschneidung des kleinen Tristan in seiner Freiheit (*érstiu kère / úz sîner vrîheite*, vv. 2068f.), das Buchwissen und sein Zwang als Anfang seiner, Tristans, Sorgen (*der buoche lêre und ir getwanc / was sîner sorgen anevanc*, vv. 2085f.) dargestellt wird, was den Jungen jedoch nicht davon abhält, das ihm Auferlegte und noch viel mehr zu erlernen. Dazu zählen zwar durchaus auch praktische Fertigkeiten wie das Reiten und Fechten, aber Sprachen scheint er ganz besonders gut zu beherrschen, denn als eines Tages ein norwegisches Handelsschiff anlegt, kann der jetzt 14jährige Tristan beim Anblick edler Schachbretter die verwunderten Kaufleute nach ihren Kenntnissen dieses Spiels fragen – und zwar in ihrer Sprache, die sonst kaum jemand beherrscht (vv. 2233–2237). Die Kaufleute sind im Schachspielen bewandert und setzen sich mit Tristan sogleich an ein Brett. Sie bewundern die Geschicklichkeit des Jungen beim Spiel. Noch mehr aber bestaunen sie seine Sprachkenntnisse, von denen sie ja zuvor schon eine Kostprobe erhalten haben:

si nam des wunder, daz ein kint sô manege sprâche kunde;	Sie staunten, dass ein junger Mensch so viele Sprachen beherrschte;
---	--

	die vluzzen ime ze munde,	die flossen ihm aus dem Munde,
2285	daz sī'z ē nie vernāmen,	wie sie [scil. die Kaufleute] es zuvor noch
	an swelhe stat sī ie kāmen.	nie gehört hatten, wohin auch immer sie gekommen waren.

Tristan kennt sogar fremdsprachliche, das Schachspiel betreffende Fachausdrücke (*vremedu zabelwortelin*, v. 2289), mit denen er um sich wirft und seine Spielpartner beeindruckt. Diese wollen sich von dem hochbegabten Jüngling gar nicht mehr trennen bzw. erkennen wohl auch den Nutzen, den er ihnen bringen könnte, und entführen ihn kurzerhand, womit seine Sprachkenntnisse Tristan hier zum Nachteil gereichen.¹²

(Fremd-)Sprachen lernt man in der höfischen Literatur jedoch nicht nur im Kindesalter, wenngleich sie – besonders das Lateinische – offenbar Teil der für diese Lebensphase vorgesehenen oder wenigstens idealen Bildung sind. Wer im Erwachsenenalter eine fremde Sprache lernt, braucht dazu einen triftigeren Grund als das höfische Bildungsideal, etwa die gewünschte oder notwenige Kommunikation mit einem anderssprachigen Gegenüber.

In der Situation, von lauter anderssprachigen Menschen, die in diesem Fall trotz ihres an sich höfischen Gebarens auch fremdartige Wesen sind, umgeben zu sein, befinden sich Herzog Ernst und seine Gefährten, als sie in das Land Grippia kommen, dessen Bewohner mit langen dünnen Hälzen und Schnäbeln gleich denen von Kranichen ausgestattet sind. Mit solchen Schnäbeln menschliche Sprache hervorzubringen, grenzt natürlich ans Unmögliche, wie Ernst und seine Leute feststellen müssen, als sie die merkwürdigen Wesen beobachten (vv. 2817–2825). Die Kranichmenschen bereiten sich soeben auf ein Fest vor: Ihr König soll eine geraubte indische Prinzessin, deren Eltern und Gefolgschaft er auf seinem Kriegszug ins Jenseits befördert hat, heiraten. Verständlich, dass die fremde Schönheit sich der Festtagsfreude ihrer Entführer nicht anschließen will, obgleich diese – ganz menschlich – ihr zu Ehren einen *wunderlichen* Gesang anstimmen (vv. 3130f.). Allein – die indische Prinzessin weint sich die Augen aus. Erschwerend kommt hinzu, dass *ir nieman zuo sprach / den sie vernemen kunde* (vv. 3142f.). Gerade dieser Umstand aber ist es, der den die Szene beobachtenden Herzog Ernst betroffen macht. Er will die junge Frau vor den Kranichmenschen retten und wendet sich an seinen engsten Vertrauten, den Grafen Wetzel. Eindringlich erklärt er diesem:

12 Vgl. auch LAUDE, Corinna: Sye kan ir sprache nyt verstan. ‘Grenzsprachen’ und ‘Sprachgrenzen’ im Mittelalter. In: KNEFELKAMP, Ulrich – BOSELLEMAN-CYRAN, Kristian (Hg.): *Grenze und Grenzüberschreitung im Mittelalter. 11. Symposium des Mediävistenverbandes vom 14. bis 17. März 2005 in Frankfurt an der Oder*. Berlin: Akademie Verlag, 2007, S. 343f.

3282	sie vernimt ir sprâche niht: sie kan ir sprâche niht verstân.	Sie vernimmt ihre Sprache nicht: Sie kann ihre Sprache nicht verstehen.
------	--	--

Die Kranichmenschen ob ihrer dünnen Hälse in ihrer Wehrhaftigkeit unterschätzend, stürmen Ernst und sein Gefährte das Brautgemach, wobei sich ihre Gegner aufgrund ihrer Schnäbel als durchaus gefährlich erweisen. Zwar kommen Ernst und Wetzels – im Gegensatz zum Großteil der Kranichmenschen – mit dem Leben davon, doch der Prinzessin haben die Kranichschnäbel so arg zugesetzt, dass sie Ernst nur noch sterbend und in einer ihnen gemeinsamen Sprache für seine ritterlichen Bemühungen danken kann und mit dem letzten Wort auch ihre Seele aushaucht. – Nicht vorhandene Sprachkenntnisse bedingen hier Fehleinschätzungen, Kommunikationsunfähigkeit und letztlich die Katastrophe.¹³

Ähnlich, aber weit weniger dramatisch ergeht es Ernst und seinen Gefährten, als sie auf ihrer Reise nach Arimaspi kommen. Bei den ersten Bewohnern, die sie erblicken, handelt es sich um rodende Bauern, *der sprâche sie niht enkunden* (v. 4490). Aus Angst laufen sämtliche Bauern davon. Aus Herzog Ernsts Sicht erweist sich die Situation zwar als weniger bedrohlich als zuvor in Grippia; die Kommunikation ist dennoch gescheitert. Immerhin ziehen die mangelnden Sprachkenntnisse diesmal kein Blutbad nach sich: Ernst und die Seinen werden von einem Grafen freundlich in dessen Burg aufgenommen. Da einer die Sprache des anderen nicht spricht, verständigt man sich mit Gesten (vv. 4540f.) Durch den gastfreundlichen Grafen werden Ernst und seine Leute bald mit dem König des Landes bekannt gemacht. Diesem erklärt sein Untertan, dass die Fremden ihre Sprache nicht verstünden: *si vernement unser sprâche niht* (v. 4592). Was dann folgt, ist durchaus erstaunlich:

4625	Also bliben sie bî dem künige hie. dô sich der hof dô zerlie, der künic ir flizecliche phlac dar nâch vil manigen tac. man huote ir schône, daz ist wâr,	So blieben sie hier bei dem König. Nachdem der Hoftag sich aufgelöst hatte, sorgte sich der König viele Tage aufopfernd um sie. Man kümmerte sich mehr als ein ganzes
4630	mê danne ein ganzez jâr, ê sie die sprâche kunden.	Jahr lang gut um sie, das ist wahr, bevor sie die Sprache beherrschten.

Dann erst lässt sich der König von Ernst genau über seine Herkunft und die Umstände seiner Reise berichten. Die Kenntnis einer gemeinsamen Sprache erleichtert die zuvor nur durch Gesten mögliche Kommunikation, vertieft den gegenseitigen Respekt und begründet beinahe so etwas wie eine echte Freundschaft.¹⁴

13 Vgl. ebd., S. 335–338.

14 Ebd., S. 339–341.